

«Was tröstet?» Predigt zum Ewigkeitssonntag, 22.11.20

Liebe Angehörige und Freunde der Menschen, für die wir heute eine Kerze angezündet haben, liebe Gemeinde,

Was tröstet? Was tröstet *wirklich*? Wenn man selbst von Trauer oder einer anderen Art der Trostlosigkeit betroffen ist, erträgt man auf diese Frage keine vorschnelle Antwort.

Wie man Trost erfährt, ist ja immer auch etwas sehr Persönliches. Ich habe deshalb zuerst nach einer eigenen **Trost-Erfahrungen** gesucht, die mir in bleibender Erinnerung geblieben ist.

Ich trug unseren noch sehr kleinen Sohn in meinem grösser werdenden Bauch herum, als ich am Kantonsspital Basel eine mehrwöchige Seelsorge-Ausbildung machte. Diese Ausbildung bestand zur Hauptsache darin, Besuche bei Patientinnen und Patienten zu machen, die geführten Gespräche im Nachhinein zu protokollieren und dann miteinander schonungslos wieder auseinanderzunehmen. Dem erfahrenen Kursleiter fiel auf, dass ich in diesen Gesprächen immer wieder versuchte, Hoffnung und Aufmunterung zu vermitteln, gerade auch bei Menschen, die sehr deprimiert und resigniert waren. Ich glaubte doch an einen Gott (und tue das übrigens immer noch), der Situationen zum *Guten* verändern kann, der Menschen *heilen* kann und der sogar in scheinbar aussichtslosen Situationen immer noch die Möglichkeit hat, ein *Wunder* zu vollbringen. Die Hoffnung auf *diesen* Gott wollte ich auch in meinen Spitalgesprächen weitergeben. Dazu passte auch das hoffnungsvolle kleine Leben, das da in meinem Bauch heranwuchs.

Der Kursleiter spürte aber, dass hinter meinem Eifer noch etwas Tieferes verborgen lag. Mitten in einem unserer «Sezierungs-Gespräche» schaute er mich teilnahmsvoll an und sagte: **«Gell, Dorette, es ist einfach so schwer, wenn man nicht helfen kann!»** Spontan kamen mir die Tränen. Ich wusste zuerst nicht warum. Aber dann sah ich mich selbst als kleines Mädchen einer psychisch angeschlagenen Mutter, das mit grosser Anstrengung und allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln versucht hatte, die Welt ihrer Mami ein wenig leichter und fröhlicher zu machen. Kinder tun das nicht nur, weil sie ihre Eltern lieben, sondern weil dadurch auch ihre eigene Welt erträglicher und weniger bedrohlich wird.

Dieser einfache Satz dieses Kursleiters war für mein inneres Kind wie eine Absolution, ein tiefer Zuspruch: **«Du hast getan, was dir möglich war. Es ist genug.** Es ist gut, - auch wenn die Situation selbst nicht besser geworden ist.» Mit dieser Absolution konnte ich endlich die Verantwortung abgeben für etwas, was mich heillos überfordert hatte. Stattdessen bekam ich die Erlaubnis, einfach darüber zu trauern. Diese Erfahrung war ein wichtiger Schlüssel, um als

Seelsorgerin anderen Menschen nahe sein zu können und ihre Situation einfach ein Stück weit mit ihnen auszuhalten - auch da, wo es nicht in meiner Macht steht, daran etwas Grundlegendes zu verändern.

«Es ist einfach so schwer, wenn man nicht helfen kann!» Ich erzähle das deshalb, weil ich denke, dass einige von Ihnen eine ähnliche Erfahrung gemacht haben in der Begleitung des Menschen, den Sie im vergangenen Jahr haben loslassen müssen. Die eigene Ohnmacht annehmen zu können, zu akzeptieren, dass ich nichts verändern kann und muss, auch im Nachhinein nicht, war für mich eine enorm entlastende und deshalb auch tröstende Erfahrung.

Noch ein weiterer Satz ist mir aus diesem Kurs in bleibender Erinnerung. Derselbe Kursleiter gab uns ein Leitmotiv für unsere Gespräche mit, das hiess:

«Was ist, darf sein!»

Dieser Satz hat es in sich. Vor allem im Umfeld einer Kirche, von der man traditionellerweise erwartet, dass sie einem klar sagt, was richtig und was falsch ist (d.h.: sie soll das vor allem den *anderen* sagen...). «Was ist, darf sein!» - ich verstehe diesen Satz nicht als Relativierung aller Massstäbe und Werte. Er bedeutet nicht, dass ich alles gut finden und gutheissen muss. Aber dieser Satz ist ein Plädoyer für die Wahrheit. Ein Plädoyer, das zu akzeptieren, was nun einmal da ist - ob es mir gefällt oder nicht. Ein Plädoyer für behutsames Zuhören und eine barmherzige Haltung. Auch ein Plädoyer gegen Beschämung und Verurteilung. **Wenn nämlich das, was ist, nicht sein darf**, dann wird die unweigerliche **Folge** davon irgendeine Form von **Heuchelei** sein. Ich glaube, dass nichts der Kirche mehr geschadet hat als die Heuchelei.

Jesus hasste sie. Und in der Bergpredigt warnte er: «Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet!» (Mt. 7,1)

Jesus gab den Menschen den Raum, so zu sein, wie sie wirklich waren. Zu ihm konnten sie kommen mit den Lasten ihres Lebens, *auch* mit dem, von dem sie ja bereits selbst wussten, dass es moralisch nicht in Ordnung war - und sie fanden bei ihm beides: keine falsche Beschönigung ihrer Situation - aber gleichzeitig auch die Sicherheit, nicht beschämt oder verurteilt zu werden. Bei Gott bekommen wir den Raum, so zu sein, wie wir sind. Auch in der Trauer. Auch in Sorge, Angst oder sogar Verzweiflung. Vor zwei Wochen hielt Christoph eine Predigt «Gegen den Blues». Etwas vom Ersten, das er betonte, war die Botschaft: «Es ist okay, nicht okay zu sein! Du *darfst* traurig sein. Du *darfst* dich schlecht fühlen, es ist normal und in Ordnung, dass wir auch als Christinnen und Christen nicht ein Dauer-Hoch haben. Wir müssen nicht krampfhaft lächeln und fröhlich sein.» Du darfst trauern - und zwar so lange, wie es für dich nötig ist, auch wenn alle anderen finden, jetzt müsstest du dich dann gelegentlich etwas zusammenreissen. **Was ist, darf sein**, - auch und *gerade* in einem Trauerprozess.

Wir sind von der Frage ausgegangen, was uns trösten kann. Ich glaube, dass es etwas vom Tröstlichsten ist, **wahrgenommen** zu werden, - so wie ich in jenem Moment von diesem Kursleiter wahrgenommen wurde. Wahrgenommen zu werden als die (oder der), die man ist. Nicht übersehen, nicht vergessen und so angenommen zu werden, wie man ist und wie es einem gerade geht. Auch von Gott selbst.

Es gibt ganz am Anfang der Bibel eine uralte Geschichte, die das wunderschön illustriert. Sie spielt sich in einem kulturellen Kontext ab, der für uns sehr befremdend ist - und trotzdem ist die Kernaussage dieser Geschichte auch heute noch wahr. Sarai, die Frau des Patriarchen Abraham, war unfruchtbar. Das war damals eine Katastrophe. In einer nomadischen Grossfamilie war es überlebensnotwendig, dass der leitende Patriarch einen männlichen Nachkommen hatte. Dazu kam, dass Gott höchstpersönlich dem Abraham einen Sohn versprochen hatte. Aber die Erfüllung dieses Versprechens liess auf sich warten. Deshalb tat Sarai das, was in dieser Situation damals üblich und durchaus auch verantwortungsvoll war: sie gab ihre vertrauteste Dienerin ihrem Mann zur Frau, um so zu einem Stammhalter zu kommen. Der Plan klappte, ihre Dienerin Hagar wurde schwanger. Aber damit begann auch ein Rivalitätskampf zwischen den beiden Frauen. Hagar fühlte sich durch ihre Schwangerschaft aufgewertet und Sarai abgewertet. Sarai beschwerte sich bei ihrem Mann darüber und machte ihn verantwortlich für den Konflikt. Nicht sehr erpicht darauf, die Schlichtung zwischen den beiden Frauen zu übernehmen, sagte Abraham zu seiner Gattin: «Hagar ist deine *Magd*, du hast doch alle Macht über sie. Mach mit ihr, was du willst!» Ab da behandelt Sarai ihre Dienerin mit solcher Härte, dass Hagar schliesslich die Flucht ergreift. Und dann heisst es in der Geschichte:

Der Bote Gottes (dasselbe hebräische Wort heisst «Bote» und «Engel») aber fand Hagar an einer Wasserquelle in der Wüste, an der Quelle auf dem Weg nach Schur. Und er sprach: «Hagar, Magd Sarais, wo kommst du her und wo gehst du hin?» Und sie sagte: «Vor Sarai, meiner Herrin, bin ich auf der Flucht.» Da sprach der Bote Gottes zu ihr: «Kehr zurück zu deiner Herrin und ertrage ihre Härte.» Und dann sagte er: «Ich werde deine Nachkommen reichlich mehren, dass man sie nicht zählen kann in ihrer Menge.» Und er prophezeite ihr: «Sieh, du bist schwanger und wirst einen Sohn gebären, und du sollst ihn Ismael nennen, denn der HERR hat auf deine Not gehört. Er wird ein Wildesel von einem Menschen sein, seine Hand gegen alle und die Hand aller gegen ihn, und allen seinen Brüdern setzt er sich vor die Nase.»

Da nannte Hagar den Namen Gottes, der zu ihr geredet hatte: «Du bist El-Roi (= der Gott, der mich sieht). Denn an diesem Ort habe ich dem nachgeschaut, der nach mir sieht.» (1.Mose 16, 7-13)

Hagar war eine Nebenfigur, eine Ausländerin, eine Dienerin. Und trotzdem heisst es in dieser Geschichte: «Der Bote des Herrn *fand* Hagar an einer Wasserquelle in der Wüste.» Das bedeutet: er hat sie *gesucht*.

Gott *sucht* uns, er sucht uns *auf*, - auch wenn wir in den Augen der Menschen nicht zu den Wichtigen, nicht zu den VIPs gehören.

Hagar hatte nicht alles richtig gemacht. Einen Teil ihrer Misere hatte sie selbst eingebrockt, weil sie ihre Verachtung der Herrin gegenüber offen gezeigt hatte. Vielleicht machte sie sich auf ihrer Flucht auch Selbstvorwürfe. Aber ihr unkorrektes Verhalten hinderte Gott nicht daran, einen Boten auszuschicken, um sie aufzusuchen und sich ihrer Situation anzunehmen.

„**Hagar, Magd Sarais, wo kommst du her und wo gehst du hin?**“ Mit diesen zwei Fragen **lädt der Bote Gottes sie ein, sich mitzuteilen, über ihre Situation zu reden.** Als Hagar das tut, sagt er etwas, was spontan vielleicht hart klingt, aber im Grunde etwas tief Seelsorgerliches an sich hat: „**Geh zu deiner Herrin zurück und ertrage ihre Härte!**“ Der Bote **schwächt die Härte ihrer Situation nicht ab**, auch nicht die Tatsache, dass Hagar unter Sarah gelitten hat und wahrscheinlich weiterhin leiden wird. Er pflastert ihr Leid nicht zu mit frommen Worten oder billigem Trost. **Vielmehr ermutigt er Hagar**, ihren Schmerz in Worte zu fassen und ihn dann einfach **auszuhalten**.

„**Wohin gehst du?**“ Diese Frage weist in die Zukunft.

Für einen Menschen in einer akuten Trauersituation kommt diese Frage zu früh. Oft kann man das einfach noch nicht wissen: „Wie geht es jetzt für mich weiter?“ Und dann ist es wichtig, sich nicht selbst mit dieser Frage unter Druck zu setzen und sich auch nicht unter Druck setzen zu lassen.

Aber Hagar war **in unmittelbarer Gefahr**. Eine schwangere Frau allein in der Wüste – das hätte ihren sicheren Tod und den Tod ihres Kindes bedeutet. Gedanken der Sinn- und Ausweglosigkeit hatten sie in diese verzweifelte Flucht getrieben. Vielleicht *wollte* sie sogar sterben.

Aber der Bote Gottes führt sie aus dieser Sackgasse heraus. Er zeigt ihr, dass und warum ihr Leben weitergehen soll. Gott hat eine Zukunft für sie. Allem Lebensfeindlichen und Harten zum Trotz soll sie einem Sohn und einem ganzen Volk nach ihm das Leben schenken. Das, was der Bote über diesen Sohn prophezeit, mag in unseren Ohren nicht gerade verlockend klingen: „Er wird sein wie ein Wildesel und mit seinen Brüdern in ständigem Konflikt leben!“

Aber in Hagars Situation hinein hatte diese Ankündigung einen anderen Klang: „Dein Sohn wird sich allen schwierigen Umständen zum Trotz durchsetzen! Er wird überleben, er wird stark und eigenständig werden!“

«Du bist El-Roi, der Gott, der mich sieht!» - für mich ist das eine der tröstlichsten Erfahrungen überhaupt, und ich wünsche sie Ihnen allen.

Natürlich gibt es noch ganz viele andere Formen von Trost. Viele davon sind sehr handfest und leiblich: eine feste Umarmung, eine liebevoll zubereitete

Mahlzeit, ein schöner Spaziergang, ein heisses Bad, ein Glas Wein, eine kuschelige Decke, ein vertrauter Ort, mit dem man gute Erinnerungen verbindet, ein besonders schönes Lied...

Ich bin überzeugt: auch da, wo diese Tröstungen in einer ganz sinnlichen, körperlichen Art und Weise zu uns kommen, sind sie Ausdruck eines Schöpfers, der uns umfassend liebt und umfassend zu uns schaut. Am Anfang des 2.Korintherbriefes nennt der Apostel Paulus Gott ... **den Vater des Erbarmens und den Gott allen Trostes...**“

Der **Name** dieses Gottes ist «Gott allen Trostes». Ein Name ist in der Bibel immer Ausdruck des innersten Wesens einer Person. Gott *weiss*, dass wir Menschen Trost brauchen, immer wieder. Und deshalb hat er auch seine Schöpfung angefüllt mit Tausenden von Tröstungen. Ich wünsche uns allen offene Sinne und offene Herzen, dass wir sie wahrnehmen können.

Amen